

**SÜDWESTRUNDFUNK  
SWR2 AULA – Manuskriptdienst**

**Leb wohl, Wohlstand!  
Eine Herausforderung für die Zukunft**

Autor und Sprecher: Professor Horst W. Opaschowski \*  
Redaktion: Ralf Caspary  
Sendung: Ostermontag, 5. April 2010, 8.30 Uhr, SWR 2

---

**Bitte beachten Sie:**

*Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt.  
Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen  
Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.*

*Mitschnitte auf CD von allen Sendungen der Redaktion SWR2 Wissen/Aula  
(Montag bis Sonntag 8.30 bis 9.00 Uhr) sind beim SWR Mitschnittdienst in  
Baden-Baden für 12,50 € erhältlich.*

*Bestellmöglichkeiten: 07221/929-6030*

**Kennen Sie schon das neue Serviceangebot des Kulturradios SWR2?**

*Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen  
Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.  
Mit dem kostenlosen Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen  
Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.  
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de*

*SWR 2 Wissen können Sie ab sofort auch als Live-Stream hören im SWR 2  
Webradio unter [www.swr2.de](http://www.swr2.de) oder als Podcast nachhören:  
<http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/wissen.xml>*

---

**Ansage:**

Heute zum Thema: „Leb wohl-Wohlstand! - Eine Herausforderung für die Zukunft“.

Wir sollten uns endlich verabschieden von der wohlfeilen Parole „Wohlstand für alle“. Erstens ist das sowieso nicht möglich, zweitens müssen wir den Begriff „Wohlstand“ neu definieren. Es geht dabei nämlich nicht mehr um Materielles, um ein gut gefülltes Portemonnaie, sondern um immaterielle Werte, die es neu zu entdecken gilt.

Das sagt Horst W. Opaschowski, Deutschlands wohl bekanntester Freizeitforscher. Er sieht die Finanzkrise auch als Chance: Sie zeigt der Gesellschaft einen neuen Weg zur neuen Auffassung von Wohlstand, die immer mit Wohlergehen zusammenhängt, mit Glück, einem gelungenen Leben, mit stabilen sozialen Kontakten.

**Horst W. Opaschowski:**

Machen wir uns nichts vor: Wenn derzeit Wirtschaftsforscher wie z. B. der Sachverständigenrat für die nächsten Jahre eine dramatisch ansteigende Staatsverschuldung als größtes Wachstumshindernis einschätzen und von der Politik bis zum Jahr 2016 einen Abschied von „Tagträumereien“ fordern, dann stehen uns harte Zeiten bevor, wenn wir nicht weiter die Lasten auf spätere Generationen verschieben und die Zukunft aufs Spiel setzen wollen. Die Weltwirtschaft muss sich auf den schwersten Einbruch der Nachkriegszeit einstellen und mit einem steinigen Weg aus der Krise rechnen.

Die Krisenerfahrung der letzten fünfzig Jahre zeigt doch: Auch wenn es mit der Wirtschaft langsam wieder aufwärts geht – die nächste Krise kommt bestimmt! Selbst die Bundesregierung – so Bundeskanzlerin Angela Merkel – rechnet realistisch damit, dass wir allenfalls „im Jahr 2013 das Vorkrisen-Niveau erreichen.“ Danach folgen etwa drei Aufschwung-Jahre und ab 2017 müssen wir schon wieder mit der nächsten Krise rechnen.

Die Europäische Zentralbank EZB geht mittlerweile davon aus, dass wir in Europa noch zwanzig Jahre für die Finanzkrise zahlen müssen, bevor die Regeln des Maastricht-Vertrages wieder eingehalten werden können.

Alle Anzeichen sprechen dafür: Der Lebensstandard sinkt auf breiter Ebene. Die Frage „Wie viel Wohlstand braucht der Mensch?“ lässt zwei widersprüchlich erscheinende Antworten zu:

Einerseits zwingt die weltweite Wirtschaftskrise und ihre sozialen Folgen viele Geringverdiener – von Sozialhilfeempfängern bis zu Rentnerhaushalten an der Armutsgrenze – zu einer Re-Materialisierung ihrer Lebensverhältnisse: Geld und materielle Werte werden für sie immer wichtiger, weshalb sie jede Gelegenheit zu Zuverdiensten nutzen.

Andererseits gleicht insbesondere die gehobene Bildungs- und Mittelschicht ihre spürbaren Wohlstandsverluste durch persönliche Bereicherungen im sozialen Bereich weitgehend wieder aus: Sie arrangiert sich mit einer zeitweiligen Dematerialisierung ihrer Lebensverhältnisse, spart zugleich aber Geld durch Selbertyn und praktizierte Hilfsbereitschaft im Nahmilieu von Familie, Freundeskreis und Nachbarschaft. So bleibt ihr Wohlergehen gesichert, auch wenn sie vorübergehend weniger Geld und Güter besitzt.

„Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm!“ An diese Wohlstandsformel in Bertolt Brechts „Dreigroschenoper“ hatten wir uns jahrzehntelang gewöhnt. Und vielfach auch daran geglaubt. Doch mit der ersten Öl-/Energiekrise 1972/73 und der gleichzeitigen Warnung des Club of Rome vor den „Grenzen des Wachstums“ (Club of Rome 1972) wurde unser materielles Wohlstandsdenken erstmals infrage gestellt. Nicht mehr alle technologischen Errungenschaften können seither als sozialer Fortschritt gefeiert werden. Es hat wenig Sinn, den materiellen Wohlstand ständig steigern zu wollen, wenn dabei die persönliche Lebensqualität hinterherhinkt.

Was auf den ersten Blick wie ‚Zynismus pur‘ wirkt, ist Realität des Lebens geworden. Immer mehr Menschen siedeln sich im Lager der Wohlstandskritiker an – quer durch alle Sozialschichten. Nachweislich ist der Anteil der Geringverdiener größer, der die Auffassung vertritt: „Wohlstand allein macht nicht glücklich!“ Aus der Not machen sie eine pragmatische Tugend.

Insofern kann es nicht überraschen: Wohlstand im 21. Jahrhundert bedeutet immer weniger Geld und Reichtum und immer mehr Gesundheit und Glück im Nahmilieu von Familie und Freunden. Dennoch kann von einer Generation der Postmaterialisten (wie in den wohlhabenden Zeiten der siebziger Jahre) nicht gesprochen werden, weil materielle Sicherheit wie Arbeitsplatz-, Einkommens- und Rentensicherheit unverzichtbar bleiben, um keine Existenzsorgen zu haben. Es geht um Lebenssicherheit und soziale Absicherung und nicht um die Mehrung von Wohlstandsgütern.

Spätestens seit der weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise ist allen Bürgern klar geworden, dass der Glaube an das grenzenlose Immer-Mehr nur Gier und Maßlosigkeit fördert und dazu führt, dass das soziale Wohlbefinden auf der Strecke bleibt. Sicher: Materielle Sicherheit ist eine Grundvoraussetzung für sozialen Fortschritt und auch zur Finanzierung des Bildungs- und Gesundheitswesens unverzichtbar. Aber die materielle Wohlstandsexplosion löst keine Glücksexplosion mehr bei den Menschen aus.

Aus Forschungen des Kultursoziologen Gerhard Schulze geht hervor, dass es Menschen im Mittelbereich zwischen Not und Überfluss subjektiv am besten geht (Schulze 1993). Diesen Menschen fehlt noch etwas, wofür sich Arbeit und Anstrengung lohnen. Ihr Leben hat schließlich noch eine Richtung: nach oben. Und die Erfahrung lehrt: Menschen, die nach oben wollen, haben eher Mittel-Krisen – Menschen, die dagegen oben sind, Sinn-Krisen. Die einen sind noch unterwegs, die anderen sind schon angekommen. Bedroht ist nicht mehr das Leben, sondern sein Sinn. Die nächste Generation muss neue Wege gehen, um aus der Sinnkrise herauszufinden. Sie steht

derzeit am Scheidewege. Sie hat entweder eine weitere Phase des gesellschaftlichen Niedergangs vor sich oder sie macht eine Periode der Erneuerung durch. Erneuerung heißt vor allem: Aufwertung von Familie und Kindern als Grundbausteine der Gesellschaft.

In wirtschaftlich schwierigen Zeiten neigen die Menschen seit jeher zum Rückzug in die eigenen vier Wände. Einen vergleichbaren Wertewandel-Schub hatte es nach dem letzten Golfkrieg 1991 in den USA gegeben, als sich ein Trend zur „neuen Häuslichkeit“ – dem so genannten Cocooning – ankündigte und bei den Verbrauchern sparen und bescheidener leben angesagt waren. Insofern kann es nicht überraschen, dass jetzt auch bei uns zunehmend Sicherheits- und Vorsorgeaspekte im Zentrum des Lebensinteresses stehen und weniger Konsumsteigerung und Erlebnissuche.

Wird in Zukunft die Ökonomie der Waren und Dienstleistungen um eine Ökonomie des Sozialen erweitert werden müssen? Produktive unbezahlte Tätigkeiten für sich (z. B. häusliche Arbeiten) und für die Mitmenschen (z. B. Erziehungsarbeit, Nachbarschaftshilfen und soziales Engagement) müssen auch bei der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung berücksichtigt werden.

Nachweislich „erwirtschaftet“ das soziale Engagement der Bürger einen hohen ökonomischen Nutzwert, der der Arbeitskraft von über drei Millionen Vollzeitbeschäftigten in Deutschland entspricht. Mit dem Mehrwert des Sozialen für Wirtschaft und Gesellschaft geht auch eine Sicherung des Gemeinwohls einher. Ein höheres Brutto-„sozial“-produkt kann schließlich auch qualitativ in der Abwendung von sozialen Missständen gesehen werden. So gesehen hört das Soziale auf, nur der unproduktive Bereich der Gesellschaft zu sein.

In Afrika, so erzählt man, gibt es zwei Arten von Hunger – den kleineren und den größeren. Der kleinere Hunger gilt den Dingen, die das Leben in Gang halten, also den Gütern, den Dienstleistungen und dem Geld, das wir brauchen, um das alles bezahlen zu können. Der größere Hunger aber gilt den Antworten auf die Frage „Warum?“, die Erklärungen dafür geben, wozu dieses Leben gut sein soll. Diese Geschichte – von dem irischen Psychologen Charles Handy erzählt – macht anschaulich klar, dass die Nachkriegsgenerationen in den westlichen Konsumgesellschaften allzu lange, vielleicht auch allzu naiv daran geglaubt haben, dass der Hunger nach Geld und materiellem Wohlstand auch den größeren Hunger nach Sinn stillen und die Menschen zufriedener machen könnte. In Wirklichkeit stellt der Sinn-Hunger nicht einfach nur eine Erweiterung des Geld-Hungers dar, sondern ist etwas völlig anderes: ein erweitertes Wohlstandsdenken im Spektrum immateriellen Reichtums.

Erinnern wir uns: Im biblischen Verständnis und aus jüdisch-christlicher Sicht geht es bei Wohlstand in erster Linie um das Wohlergehen des Menschen – und zwar physisch im Sinne von Gesundheit und psychisch im Sinne von Lebensglück. Wer gesund und glücklich lebt, ist nach der biblischen Verheißung im „gelobten Land“ angekommen. Die materielle Dimension im Sinne von Geld und Gütern ist zwar für Glück und Gesundheit förderlich, hat aber keinen Eigenwert: „Ihr könnt nicht beiden dienen, Gott und dem

Mammon“ – heißt es bei Matthäus 6 Vers 24. Die bloße Gier nach Geld lässt Gottes- und Nächstenliebe verkümmern.

Das Wort „Wohlstand“ fand erst im 16. Jahrhundert weite Verbreitung. Es hatte seinerzeit eine doppelte Bedeutung: Erstens hieß „in Wohlstand leben“ so viel wie „gut und glücklich leben“. Gemeint war das ganz persönliche Wohlergehen. So erklärt sich bis heute die Redensart „wohl oder übel“, womit das Gutgehen oder Schlechtgehen gemeint ist. Zweitens war Wohlstand ein Synonym für Gesundheit und körperliches Wohlbefinden: Wer im besten Wohlstand lebte, war bei bester Gesundheit. Gesundsein galt als höchstes Lebensgut.

Erst im 18. und 19. Jahrhundert kam es zu einer Bedeutungsverengung des Wohlstandsbegriffs. Weil man das Gutgehen von Menschen nicht selten schon an Äußerlichkeiten erkennen konnte – z. B. an der Kleidung, der Wohnungseinrichtung oder der Größe des Hauses – wurde daraus abgeleitet: Wer so leben kann, muss einfach „wohlhabend“ sein, also über Geld und Güter verfügen. Diese auf das Materiell-Wirtschaftliche verengte Sichtweise hat sich seither durchgesetzt und die physischen, psychischen und moralischen Aspekte weitgehend in den Hintergrund gedrängt oder vergessen gemacht.

So kam dann im 20. Jahrhundert der Begriff Wohlstandsgesellschaft auf und bezeichnete eine Gesellschaft, die den Bürgern die Befriedigung materieller Bedürfnisse ermöglichte, die weit über dem Existenzminimum lagen. Es ging um Konsum, auch um Geltungs- und Erlebniskonsum und schloss Luxusgüter mit ein. Und Werbeagenturen agierten erfolgreich nach dem Grundsatz: Für uns fängt der Mensch beim Konsumenten an! Das war verständlich. Denn davon lebten sie, während Geldnot und Wohlstandsprobleme, Arbeits- und Mittellosigkeit, Ungleichheit und Ungerechtigkeit sie nur am Rande interessierten.

Die Vision vom grenzenlosen materiellen Wachstum ist nicht länger haltbar. Denn im globalen Maßstab gesehen sind die Wohlstandsgesellschaften eigentlich nur Wohlstandsinseln. In dieser reduzierten Sichtweise gleichen Wohlstandsinseln mehr Überflusgesellschaften. Ein solcher hybrider Konsum- und Lebensstil stößt immer mehr an seine moralischen Grenzen, weil Armut als Massenphänomen in der Welt damit nicht überwunden werden kann.

Eine Neubesinnung auf das Beständige findet jetzt statt. Und das ist immer weniger eine Frage des Geldes. Stattdessen richtet sich der Blick mehr auf Wohlfühlen, Wohlbefinden und Wohlergehen. Es geht um das Wesentliche des Lebens. Im nur ökonomischen Wachstumsdenken der letzten Jahrzehnte war dieser Beständigkeitsfaktor weitgehend aus dem Blick geraten. Vor dem Hintergrund unsicherer Zeiten und globaler Wirtschaftskrisen legen die Menschen mehr Wert auf nachhaltigen Wohlstand, der nicht nur von Konjunkturzyklen und Börsenkursen abhängig ist. Nachhaltiger Wohlstand garantiert auch anhaltenden Wohlstand.

Statt auf das Immer-Mehr (= Lebensstandard) wird jetzt eher Wert auf das Immer-

Besser (= Lebensqualität) gelegt: Letzteres ist nachhaltiger und sorgt für mehr Lebenszufriedenheit. Langfristig gesehen verändert sich damit auch das Statusdenken. Prestige gewinnt in Zukunft der, der mit sich und seinem Leben zufrieden ist und nicht der, der sich immer mehr leisten kann. Und die Erkenntnis setzt sich durch: Ein intensives Naturerleben ist wohltuender und intakte soziale Beziehungen sind beglückender als die Anhäufung materieller Wohlstandsgüter. Beim Nachdenken über nachhaltigen Wohlstand geht es um das Gelingen des Lebens.

Jahrzehntlang hatte der Eindruck vorgeherrscht: Für den materiellen Wohlstand sind Wirtschaft und Politik zuständig, für das persönliche Wohlbefinden die Bürger selbst. Die Anspruchshaltung der Bürger an Wirtschaft und Politik war entsprechend auf Wohlstandssteigerungen ausgerichtet – mehr Lohn, mehr Freizeit, mehr Urlaub, mehr Autos, Videos und Stereoanlagen. Doch in den letzten Jahren machten die Bürger zwei schmerzhaft Erfahrungen: Das Immer-Mehr können sich immer weniger leisten. Zweitens: Die Wohlstandssteigerungen haben die Menschen nicht glücklicher gemacht. Auf Wirtschaftswachstum und materiellen Wohlstand können wir auch in Zukunft nicht verzichten. Wie sollen sonst wohl die 10 Milliarden Menschen im Jahr 2050 ernährt werden? Die Quadratur des Kreises muss gelingen: Den Wohlstand mehren, ohne mehr Ressourcen zu verbrauchen.

Es gilt also, mit den Ressourcen sparsamer und effizienter umzugehen (Radermacher 2009) und dabei auch mehr Wert auf Sinnmärkte (Gesundheit, Soziales, Bildung, Natur u. a.) zu legen. Für die Politik bedeutet dies: Wer heute und in Zukunft „Wohlstand für alle“ propagiert, muss sich von alten wohlfahrtsstaatlichen Versprechungen und Illusionen („Höherer Lebensstandard = Mehr Lebenszufriedenheit“) verabschieden. Andererseits gilt auch: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein – aber vom Sinnwachstum allein kann er auch nicht leben. Wir brauchen beides. Geld gibt uns Antworten auf die Frage, wovon wir leben. Doch erst mit Sinn erfahren wir, wofür wir leben.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler kommen in ihren Zukunftsprognosen weitgehend zum gleichen Ergebnis: Es wird in der nahen Zukunft ein geringeres wirtschaftliches Wachstum geben. Ist dann der erworbene materielle Wohlstand auf Dauer gefährdet? Nicht unbedingt – wenn nachhaltiges Wirtschaften angesagt ist und gleichwertige Wachstumsmotoren im sozialen und ökologischen Bereich als Zukunftspotentiale genutzt werden:

Die erste Alternative heißt nicht Wirtschaftlichkeit oder Sozialverträglichkeit, sondern: Wirtschaftlichkeit durch Sozialverträglichkeit. Mehr soziale Verantwortung zahlt sich aus und kann ein renditerelevanter Wettbewerbsfaktor sein – von der Förderung der individuellen Leistungsfähigkeit durch Einlösung des Work-Life-Balance-Versprechens bis zur nachhaltigen Daseinsvorsorge durch zusätzliche soziale Dienstleistungen (z. B. Einrichtung betrieblicher Kindergärten, Gewährung von Elternurlaub oder zeitweilige Freistellung von Arbeitnehmern zur Pflege älterer Familienangehöriger). Dies alles sind soziale Zukunftsmärkte und damit neue Wachstumsfelder, die das Attribut lebenswert, zukunftsorientiert und generationengerecht verdienen.

Zweitens kommen ökologische Zukunftsmärkte durch neue Umwelttechnologien und ressourcenschonendes Wirtschaften hinzu. Durch Reduzierung des Emissions-, Wasser- und Stromverbrauchs kann Geld gespart und verdient werden. Und was das Lebenswerte für das Soziale bedeutet, ist das Langlebige für die Ökologie: Davon profitieren der Klimaschutz genauso wie der Ökostrom und umwelttechnologische Neuerungen vom Windpark über die Solaranlage bis zum Hybridantrieb.

Weltweit nimmt die Vernetzung zu. In Zukunft können Netzwerke an die Stelle der Märkte treten, in denen die Beziehungen zwischen den Menschen eine größere Rolle spielen als der Güter- und Eigentumserwerb. „Access“ nennt dies der Amerikaner Jeremy Rifkin. Gemeint ist der Zugang und Zugriff zum Wissen und zu Werten („lifetime values“). In Konturen zeichnet sich eine neue Ökonomie mit Zügen eines kulturellen Kapitalismus ab, bei dem Zeit (und nicht nur Geld) sowie Werte (und nicht nur Waren) unverzichtbare Ressourcen sind.

In das Zentrum wirtschaftlichen Geschehens rückt zunehmend das immaterielle Kapital – vom Know-how bis zum Ideen-Pool, vom papierlosen Büro bis zum elektronischen Handel: „Immaterielle Werte finden zunehmend ihren Weg auf die Habenseite“. Und die Wirtschaft wird tendenziell entmaterialisiert. Das Produktmanagement verändert sich. Neue Produkte müssen mehr im Leben der Menschen ankommen und mit ihren Lebensstilen verankert sein. Unternehmen werden mehr in lokalen politischen Initiativen, in Nicht-Regierungs- und Nonprofit-Organisationen präsent sein müssen.

Vielleicht kommt es bald zu einer Neubewertung des urdeutschen Wortes „Habseligkeit“, das dann mehr an Armseligkeit erinnert, weil Haben und Besitzen immer weniger wert sind. Auf der Sozial-Agenda von heute und morgen steht dagegen ganz oben: die neue Solidarität zwischen den Generationen. Statt der befürchteten demographischen Zeitbombe kommt ein sozialer Reichtum auf uns zu. Die Älteren stellen keine Belastung mehr dar, sondern tragen ganz im Gegenteil eher zur Entlastung der überlasteten „Sandwich-Generation“ bei.

Was also ist zu tun? Wir stehen derzeit am Scheidewege: Wir müssen im Sinne von Samuel Huntington eine Periode der Erneuerung durchmachen. Erneuerung heißt vor allem:

- die gesellschaftliche Aufwertung von Ehe, Familie und Kindern als Grundbausteine der Gesellschaft und als Gegengewicht zur wachsenden Zahl Alleinlebender und Alleinerziehender;
- die soziale Anerkennung ehrenamtlicher Engagements und freiwilliger Mitarbeit in Vereinen und gesellschaftlichen Organisationen;
- die grundlegende Neubewertung von Arbeit, Leistung und Berufsethik, wobei auch unbezahlte Arbeiten für die Gemeinschaft – von der Familienarbeit bis zur Freiwilligenarbeit im sozialen Bereich – in die Bewertung und Berechnung des Bruttosozialprodukts mit einbezogen werden müssen;

– die vorrangige Förderung von Bildung und Kultur.

In Zukunft kann uns nur noch eine Kultur des sozialen Wohlergehens weiterhelfen, die sich nicht mehr nur vom materiellen Wohlstandswachstum blenden lässt. Was nützt das schönste Wachstumsversprechen, wenn es nur bis zum Quartalsende hält? Soziale Beständigkeit wird in einer halt- und bindingslosen Zeit nur das Miteinander geben können, wozu auch die Rückbesinnung auf ethische Werte gehört. Dabei ist die Gesellschaft als Ganzes gefragt.

Die gemeinsame Initiative des Bundes für Umwelt und Naturschutz Deutschland, von Brot für die Welt und Evangelischem Entwicklungsdienst sowie des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt und Energie nennt als Formel für einen nachhaltigen Wohlstand der Zukunft: „Besser. Anders. Weniger.“ Und das heißt konkret: Abschied vom nur materiellen Wohlstandsdenken, größere Sensibilität für Naturverträglichkeit und sparsamer Umgang mit Ressourcen. Das nachhaltige Wohlstandsdenken zwingt zur Beantwortung der Frage: Wie viel ist genug? Oder: Wie viel Geld braucht ein gelungenes Leben?

Wohlbefinden und Lebenszufriedenheit sind nachweislich immer dort am größten, wo mehr Zeit in mitmenschliche Beziehungen zu Freunden und Verwandten investiert wird. Das soziale Kapital garantiert mehr Lebensglück als das Einkommenskapital. Konsumverzicht ist sicher keine realistische Zukunftsalternative. Aber es lohnt sich darüber nachzudenken, ob mancher materielle Luxus wirklich ein persönlicher Lebensgewinn ist. Wenn der Konsument alles bedenkenlos haben „will“ und „muss“, verkleinert er letztlich seine individuellen Freiheitsspielräume. Denn: Mehr konsumieren heißt auch mehr arbeiten, mehr verdienen – und weniger Zeit für sich.

Die Menschen denken nachhaltig – und verhalten sich auch so. Sie stellen sich die Frage, was im Leben wirklich wichtig und was – wenn auch schweren Herzens – gegebenenfalls entbehrlich ist. Die Schaffung und Erhaltung von Lebensqualität wird zur Voraussetzung für ein „gutes Leben“ – so beispielsweise der Titel einer Kampagne der IG Metall. Dies schließt Zukunftsvorsorge mit ein – von der Gesundheitsvorsorge bis zur Pflege stabiler sozialer Beziehungen in Familie, Freundeskreis und Nachbarschaft. Die Gewinnmaximierung des ganz persönlichen Lebens rückt in das Zentrum.

Die Zukunft wird wieder mehr der Sinnorientierung gehören – realisiert in der Formel: Von der Flucht in die Sinne zur Suche nach dem Sinn. Die Sinnorientierung wird zur wichtigsten Ressource der Zukunft und zur großen Herausforderung einer neuen Wohlstandsgesellschaft. Denn mit jedem neuen Konsumangebot muss zugleich die Sinnfrage „Wofür das alles?“ beantwortet werden.

Zukunftsmärkte werden immer auch Sinnmärkte sein – bezogen auf Familie und soziale Beziehungen, Gesundheit und Natur, Kultur und Bildung. Wertebotschaften statt Werbebotschaften heißt dann die Forderung der Verbraucher, die sich auch als eine Generation von Sinnsuchern versteht. Von Konsumverzicht will sie wenig wissen, dafür umso mehr von der Werthaltigkeit des Konsums.



Die Bürger setzen sich wieder bescheidenere Ziele, bei denen weniger auch mehr sein kann: Eine Arbeit und eine Familie haben, gesund sein und gut und glücklich leben. Mit einem Wort: Grundgeborgenheit. Wohlfühlen und wissen, dass es uns gut geht. Wohlergehen statt Wohlstand. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. So behält auch der biblische Satz aus den Zehn Geboten für das Wohlstandsverständnis im 21. Jahrhundert seine Gültigkeit: Alles dafür tun, „dass es dir wohlergehe und du lange lebest auf Erden!“ Neu entdeckt wird der individuelle und soziale Reichtum.

Das ist ein gesellschaftlicher Paradigmenwechsel – aber keine Revolution. Es knüpft an Erkenntnisse des amerikanischen Nationalökonomen F. K. Galbraith aus den sechziger Jahren an, wonach die qualitativen Aspekte des Lebens im Wettlauf um die Produktivitätssteigerung verloren zu gehen drohten. Die Unwirtlichkeit der Industriestädte sei eine unausweichliche Folge. Bildhaft formulierte Galbraith die Konsequenzen: Der letzte Wohlstandsbürger, im Verkehrsstau an Abgasdämpfen erstickend, werde vom vorletzten Bürger noch die frohe Nachricht erhalten, dass das Bruttosozialprodukt wieder um fünf Prozent gestiegen sei ... Oder zynisch auf den Punkt gebracht: „Glückauf!“ – auch wenn es abwärts geht.

Das erinnert fatal an die „Dubai World“ von heute: Das Emirat Dubai, das in den letzten fünf Jahren sein Wirtschaftswachstum verdreifacht hat, jetzt auf 59 Milliarden Dollar Schulden sitzt und zahlungsunfähig wird. Nun – die 700 Turnierpferde des Scheichs werden deshalb nicht verhungern und der höchste Turm der Welt nicht zusammenbrechen. Aber wieder einmal wird deutlich, wie grenzwertig Wirtschaftswunder und Wirtschaftskrise sind, wenn Maßlosigkeit regiert. Da wird der Wahnsinn zum Wahnwitz und der Turmbau zu Babel lässt auch im 21. Jahrhundert grüßen. Nein, so kann es nicht weitergehen. Die Diskussion um den „Wohlstand im 21. Jahrhundert“ darf nicht mit Bertolt Brechts Epilog vom „Guten Menschen von Sezuan“ enden: „Verehrtes Publikum, los, such dir selbst den Schluss! Es muss ein Guter da sein, muss, muss, muss!“

Mein Schluss lautet: Wirtschaft und Politik werden sich in den früh industrialisierten Ländern auf ökonomische und soziale Probleme wie seit über dreißig Jahren nicht mehr einstellen müssen: Der materielle Wohlstand sinkt auf breiter Ebene. Die Menschen werden ärmer – aber nicht unglücklicher. Denn ihr Wohlstandsdenken verändert sich. Die bloße Lebensstandardsteigerung hört auf, das erstrebenswerteste Ziel im Leben zu sein.

Eine neue Kultur des sozialen Wohlergehens zeichnet sich in Konturen für die Zukunft ab, die sich nicht mehr nur von dem Versprechen „Wachstum. Wachstum. Wachstum“ blenden lässt. Dazu gehört auch ein Bewusstseinswandel von den Waren zu den wahren Werten mit veränderten Lebenszielen und Lebensstilen, was zur Folge hat, weniger Güter zu besitzen und doch besser zu leben. Also: Gut leben statt viel haben! Und so schließe ich mit den Worten: Machen Sie's gut! Und: Leben Sie wohl!

\*\*\*\*\*

**\* Zum Autor:**

Horst W. Opaschowski, 1941 geboren, 1968 Promotion zum Dr. phil. an der Universität Köln; 1973 Erarbeitung eines freizeitpolitischen Konzepts für die Bundesregierung, Fachgutachter für die Deutsche Forschungsgemeinschaft, Berater für die Bundesregierung und das Bundespräsidialamt. Seit 1975 Professor für Erziehungswissenschaft an der Universität Hamburg. 1979 gründete er das B. A. T. Freizeit-Forschungsinstitut und ist seither sein wissenschaftlicher Leiter. Opaschowski gilt als einer der wichtigsten Freizeit- und Zukunftsforscher Deutschlands, er beschäftigt sich vor allem mit dem demografischen Wandel, dem Wertewandel der Jugend, dem Freizeitverhalten der Deutschen und den Medien.

**Bücherauswahl:**

- Wohlstand neu denken. Wie die nächste Generation leben wird. Gütersloher Verlagshaus. 2009.
- Deutschland 2030. Wie wir in Zukunft leben. 2. Aufl. Gütersloher Verlagshaus. 2009.
- Altersträume. Illusion und Wirklichkeit (mit U. Reinhard). Primus Verlag. 2007
- Das Moses-Prinzip. Die 10 Gebote des 21. Jahrhunderts. Gütersloher Verlagshaus. 2006.